

Getrieben – Adoptiv-Knirch packt aus

Eine autobiografische Erzählung:

Ich schreibe es mir von der Seele – und erzähle für die Seele.

Diese Leseprobe ist urheberrechtlich geschützt!



Autor Peter Weidlich
mit Florentine,
genannt ‚Flo‘

Peter Weidlich, Jahrgang 46, glücklich verheiratet, vier bereits erwachsene Kinder, fünf Enkel, zwei Urenkel. Jetzt Rentner. Als Diplom Sozialpädagoge hat er sich zeit seines Lebens für Bildung und Wertschätzung vernachlässigter Kinder und Jugendlicher engagiert.

www.p-weidlich.de

Diese Leseprobe ist urheberrechtlich geschützt!

Peter Weidlich

GETRIEBEN –
ADOPTIV-KNILCH PACKT AUS

*„Man kann in Kinder nichts hineinprügeln,
aber vieles herausstreicheln.“
Astrid Lindgren*

Engelsdorfer Verlag
Leipzig
2017

Diese Leseprobe ist urheberrechtlich geschützt!

Erzählungen über meine Kindheit und Jugendzeit (kursiv), meine beruflichen Aktivitäten und meine Jetzt-Zeit als Rentner.

Ich folge nicht der neuzeitigen Gendermentalität: Wenn ich Begriffe ‚Bürger‘ oder ‚Schüler‘ oder ‚Erzieher‘ oder ‚Pädagoge‘ schreibe, meine ich beide Geschlechter.

Diejenigen, die ich schätze oder die meine Ideen unterstützten, nenne ich mit ihrem Vor- oder Nachnamen. Aus Gründen der „Political Correctness“ verschweige oder ändere ich die Namen derer, die mich vernichten wollten, selbst wenn es heutzutage opportun scheint, Menschen, deren Meinungen einem nicht passen, symbolisch an den Galgen zu hängen oder deren Unterkünfte abzufackeln oder mit einem wahnsinnigen Shitstorm zu diffamieren.

Bibliografische Information durch die Deutsche Nationalbibliothek:
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der
Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im
Internet über <http://dnb.dnb.de> abrufbar.

ISBN 978-3-96008-879-0

Copyright (2017) Engelsdorfer Verlag Leipzig
Alle Rechte beim Autor
Hergestellt in Leipzig, Germany (EU)
www.engelsdorfer-verlag.de

16,00 Euro (D)

Diese Leseprobe ist urheberrechtlich geschützt!

*Gewidmet
dem Brautpaar
Stephan und Marina Weidlich*

Diese Leseprobe ist urheberrechtlich geschützt!

Diese Leseprobe ist urheberrechtlich geschützt!

INHALT

Vorwort

Schreib' darüber	9
------------------------	---

Einfach angenommen

Antriebe.....	13
Suche.....	22
Erwartungen	28

Von Wald und Tier geprägt

Verantwortung	36
Hundevernarrt.....	43

Methoden im Zwielight

Grundgedanken.....	57
Sanktionen	64
Lerneffekte.....	69
Psychologie	71
Schulpflicht	73
Gruppenmagie.....	75

Stärkung der Werte

Mannschaft	78
Kompensation.....	82
Macht	88
Hornmusik	93

Fürs Leben lernen

Reaktionen	99
Lehrerjoker.....	102
Motivation.....	105

Religion und Werte

Atmosphärisch	108
Messdiener	112
Zweifel.....	115

Die Macht des anderen Geschlechts

Aufklärung	122
Umwege.....	129
Erfüllung	132

Diese Leseprobe ist urheberrechtlich geschützt!

In freier Wildbahn	
Menschliches	134
Vorpraktikant	139
Berufliche Erfahrungen	
Erziehungsmodelle	144
Jugendbildung	146
Protest.....	150
Umorientierung.....	153
An heiligen Nächten	
Wunschzettel	157
Bescherung	160
Gescheitert.....	164
Film als sozialkritisches Mittel	
Feinde	168
Breakdance.....	171
Wildwechsel.....	174
Zurück zum Leben	
Drogen.....	178
Drachen.....	182
Himmlisches	193
Revita	195
Abgelooost	204
Was einem das Genick bricht	
Faulheit.....	211
Falschaussagen	214
Entzug	216
Traumatisiert	218
Verurteilung.....	221
Gewinn	224
Selbstverschuldet	229
Verarbeitung.....	236
Jetzt-Zeit	243
Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit	
Gänsehaut	251
Asyl	257
Fazit	267

Diese Leseprobe ist urheberrechtlich geschützt!

VORWORT

Schreib' darüber

So, wenn es Ihnen recht ist, lassen wir den Jungen hereinkommen?

Mir schlug das Herz bis hinauf in den Adamsapfel. Meine Frau wurde blass. Die Tür ging auf, und ein strubbeliger Junge kam herein. Und wie! – so mit Siebenmeilenschritten. Er sah nicht links, nicht rechts, sprach keinen Ton, stieg wortlos neben dem Schreibtisch des Pflegers auf einen Stuhl, nahm den dicksten Stempel und haute ihn krach-bum aufs Stempelkissen. Dann, ohne sich zu besinnen und ohne zu bremsen, stempelte er ruck-zuck-krach-bum sämtliche Papiere, die in seiner Reichweite lagen.

Das war unser Sohn!

Meine Frau sah, dass ich ihn und sein emsiges Tun kritisch betrachtete. »Überlegst du noch, ob wir ihn nehmen? Man sucht sich seine Kinder nicht aus!« Das war richtig, und ich schämte mich. Zwar hatte der Pfleger gesagt: »Wenn Sie mit ihm nicht zurechtkommen, können Sie ihn jederzeit zurück bringen«. Denn meine Frau hatte Recht: Man kann sein Kind nicht wieder zurückgeben! Man tauscht sein Kind nicht einfach um!¹

„Diese Passage hat mich seinerzeit bewogen, weiter zu lesen“, erklärt Frau Ditte, mich taxierend. „Erco und ich standen an den Bettchen unserer beiden Töchter“, ergänzt sie, „beide ein halbes Jahr alt. Vor zwanzig Jahren. Es war wie ein Wunder. Sie waren drei Tage bei uns. Unsere Kinder, Adoptivkinder! Ich weiß den Tag genau, als ich, Zufall oder nicht, in das Bücher-Regal meines Vaters griff und diesen Doppelband entdeckte. Seit diesem Tag begleitet uns die Geschichte des Knilchs. Es wäre ein großes Erlebnis, hofften wir vor einer Woche, diesen Knilch kennen zu lernen! Deswegen sind wir hier.“

Beide prüften in den folgenden Stunden, ob der leibhaftige „Knilch“ ihr literarisches Bild trüben würde oder nicht. Ich spürte ihr Abtasten

¹ Aus: „Der Knilch und sein Schwesterchen“ und „Herr Knilch und Fräulein Schwester“, Doppelband, Hansjürgen Weidlich, 1969, Agentur des Rauhen Hauses

emotional, das für erste Sekunden verunsicherte, nach wenigen Minuten einer beidseitigen Empathie wich.

Sie, Kinder- und Jugendfotografin, mit wachen Augen ihre Umwelt betrachtend, er, Historiker, alle Ereignisse einem geschichtlichen Kontext zuordnend, sitzen mir gegenüber, bei Kaffee und Plätzchen. Beide, beseelt von ihren Erfahrungen mit ihren Zwillingen, schildern ihr Leben in Kurzfassung, mit glänzenden Augen.

Ditte selbst konnte keine Kinder gebären. Ihr sehnsüchtiger Wunsch, Kinder aufwachsen zu sehen, ihnen Geborgenheit und Liebe zu schenken, verdrängte nachdenkliche Fragen besorgter Freunde. Sie tat es, wie Mütter eben, in liebevoller Hingabe, mit klugem Verstand. Erco, ebenfalls ein Adoptivkind, sprach von seiner diffusen Angst, eine tiefe, tragbare Beziehung zu diesen neuen Wesen entwickeln zu können. Würde von ihm nicht *mehr* als eine Beziehung erwartet, vielleicht eine tiefgreifende Bindung, eine aufopfernde Haltung, die Vätern leiblicher Kinder unterstellt wird? Er selbst wurde weggegeben, das Band des Urvertrauens zerschnitten. An Liebe und Geborgenheit während der ersten sechs Jahre konnte er sich nicht erinnern. Später musste er die Zuneigung seiner Adoptiveltern mit anderen Kindern teilen. Das prägte und sorgte für latente Zweifel an sich selbst und an anderen. Ins Detail mochte er nicht gehen, über ein Schicksal, das viele Adoptivkinder teilen.

Stattdessen fokussierte er zwei ihm wichtige Fragen:

„Konnte das Engagement *Ihrer* Adoptiv-Eltern *Ihnen* das Gefühl vermitteln, als Mensch wieder wertvoll zu sein?“ Und:

„Wie hat die Adoption *Ihr* weiteres Leben als ‚Knilch‘ geprägt?“

Mit meinen jetzt siebzig Jahren erzähle ich, einfach aus dem ‚Bauch heraus‘, über *meine* Prägungen in Kindheit und Jugendzeit und ihre Auswirkungen auf berufliche wie gesellschaftspolitische Aktivitäten: Ungeschminkt, authentisch, ohne den Anspruch von Wissenschaftlichkeit, wissend, mit meinen Methoden anstößig und damit angreifbar zu sein.

Die Beispiele meiner unkonventionellen Pädagogik als Sozialpädagoge im Umgang mit verhaltensauffälligen Kindern und Jugendlichen fesseln beide Zuhörer.

Diese Leseprobe ist urheberrechtlich geschützt!

Sie hören zu, eine Kunst, die selten zu beobachten ist.

Nach mindestens fünfzehn Tassen Kaffee, einer mittelgroßen Pizza für jeden und Plätzchen wie Toffifees verabschieden sie sich nach elf Stunden intensivster Gespräche, wir duzen uns bereits, mit den Worten: „Schreib’ darüber!“

Und ich fange an ...

Diese Leseprobe ist urheberrechtlich geschützt!

EINFACH ANGENOMMEN

Antriebe

Vier war ich, im Jahre 1950, die Welt unter einer Baskenmütze hervor taxierend, adoptiert von fremden Menschen, die einen Säugling großziehen wollten im Gegensatz zu einem Vierjährigen, bei dem die Sozialisation bereits abgeschlossen war? Schwer vorstellbar!

Sie haben mich angenommen!

Ihre dem Menschen zugewandte positive Grundhaltung, der Mensch, wenn er in die Welt kommt, sei gut, gab meinem Leben entscheidend neue Impulse. Da waren Erwachsene, die auf mein Verhalten reagierten, die mir erklärten, was nach ihrer Meinung in Ordnung war und was ich hätte anders machen müssen. Mir standen persönliche Autoritäten gegenüber, bei denen ich nicht mehr hungern musste, die mit mir spielten, die mir ein Bett in meinem Zimmer gaben und mich vor dem Einschlafen streichelten: Mich, ein wildfremdes Kind. Ich hatte meinen Vater und meine Mutter in meinem Zuhause!

Als ich sechzehn Jahre alt war, fragte ich meine Eltern, wie ich als kleiner Junge gewesen sei und was sie mit mir erlebt hätten.

„Du hast auf deinem Pöttchen gesessen, im Flur, und als der Vermieter die Treppe hinaufkam, hast du den erstaunt blickenden Mann mit den Worten begrüßt: Ich wohne nämlich hier!“

Als ich sie fragend anblickte, übergab mir mein Vater sein 1958 erschienenes Buch „Der Knulch und sein Schwesterchen“: Mein neues Leben als der Knulch.

Ich fing an zu lesen. Mit jeder Zeile begriff ich, auf welches ‚Abenteuer‘ sich meine Eltern eingelassen hatten.

Man hatte mir im Heim signalisiert, dass eines Tages meine Eltern kommen und mich mitnehmen würden. Da waren sie nun.

Im Bahnhofswartesaal der Mann und ich, die Frau nutzte die Wartezeit, bis der Zug uns in mein neues Zuhause bringen würde, um neue Klamotten für mich zu kaufen. Eine Musikdose sollte mich ablenken. Als ich sie links herum drehte, krachte es in ihr. Wir beobachteten uns, der fremde Mann mich, ich ihn, mit lauernden Blicken. Ich stand auf, fluchtbereit. Er wusste, jetzt beginnt der Ringkampf um die Entscheidung. Ich rannte zur Tür, er hinterher. Er packte

Diese Leseprobe ist urheberrechtlich geschützt!

mich und dachte: Dieser tierhafte kleine Wilde fügt sich nur körperlicher Überlegenheit, also Gewalt! So war er geprägt, von seinen Eltern, vom Krieg, vom damaligen Mainstream. Widerspenstigen, bockigen Kindern müsse man ihren Willen brechen. „Kinder, die was wollen, kriegen was auf die Bollen!“ „Solange du deine Füße unter meinen Tisch stellst, hast du mir zu gehorchen!“

Wirklich?

Vierzig Jahre später: Dirk, elf Jahre alt, ein Mündel, abgegeben von leiblichen Eltern zu Pflegeeltern und jetzt von Adoptiv-Eltern zu uns ins Heim. Zu schwierig, bindungsunfähig, aggressiv.

Die Erzieherin begleitete ihn in sein Zimmer zu seinem Bett und wollte seine wenigen Habseligkeiten aus einer Plastiktüte in seinen Schrank einräumen.

„Gib’ mir die Tüte“, bat sie. Er wehrte sich: „Meins!“

Statt *ihn* einräumen zu lassen, wollte sie ihm die Tüte entreißen. Er schrie auf. „Nein, meins!“ Sie blickte strafend.

Er rannte zum Fenster, riss die Flügel auf und kletterte auf die Fensterbank. Erschrocken rief sie mich um Hilfe.

„Dirk will aus dem Fenster springen! Peter, komm’ schnell“, hallte es durch das Treppenhaus.

Zum Zimmer eilend, nahm ich mir vor, ihn mit einem gewaltigen Satz zum Fenster und beherztem Griff am Springen zu hindern.

Unsere Blicke kreuzten sich. Statt zum Fenster zu eilen, setzte ich mich auf sein Bett und deutete der Erzieherin, uns allein zu lassen.

„Ich bin auch ein Adoptivkind!“, flüsterte ich in seine Richtung. „Ich verstehe dich! Was ist passiert?“

„Sie haben mir immer alles weggenommen! Das sind *meine* Sachen, die gehören nur mir!“

„In Ordnung. Zeig’ mir, was du mitgebracht hast!“

Tränende Augen sahen mich verzweifelt an. Er sprang vom Fensterbrett, brachte die Tüte und zeigte mir seine Schätze.

So ein kleiner Knirps musste Angst haben, dass ihm sein Miniteddy, die kurze Hose samt Trikot und Fußballschuhe mit drei Streifen weggenommen werden könnten. In seiner Hand hielt er ein zerknittertes Foto, das er zwischen der Unterwäsche versteckt hatte.

Diese Leseprobe ist urheberrechtlich geschützt!

„Meine richtige Mama“, zeigte er mir, „und ich.“

Wochenlang haben meine Eltern mit mir gerauft und sich gefragt, ob sie mich ‚hinkriegen‘. Nur nicht schlappmachen, war ihre Devise. Wenn einer schlappmachen muss, dann der Knilch!

„Der muss doch irgendwann müde werden“, stöhnten sie und wanderten mit mir durch den Reinhardswald zum Dornröschenschloss und zurück, fünfundzwanzig Kilometer bergauf, bergab. Sie waren kaputt, ich wollte weiterhin draußen spielen. Heute würde ich als ADHS-Kind² eingeordnet und medikamentös ruhiggestellt werden.

Ich war eben zäh.

Unermüdlich rollte ich die Treppen im Gutshof hinauf und hinunter, kreuz und quer über den Hof, wie eine Achterbahn ohne Bremsen. Hemmungslos tat ich das, wozu es mich trieb, meist ohne Verstand, so las ich über mich.

Die beste Schule sei die Erfahrung am eigenen Leib, dachte mein Vater und reagierte entsprechend: Als ich einem Jungen Sand ins Gesicht geworfen hatte, nahm er mich mit in die Sandkühle und bewarf mich mit Sand. Ich muss fürchterlich gebrüllt haben und fand Sandwerfen nicht mehr lustig.

Spannend fand ich es, Kellerfenster einzutreten und war total geschockt, als mein Vater daraufhin sagte: „Nun pass mal auf, was ich kann!“ Er nahm mein Feuerwehrauto und trat es platt. Das gefiel mir gar nicht.

Wir hätten es bestimmt leichter gehabt, und erst recht der Knilch, die bösen Triebe umzulenken, wenn nicht die Erwachsenen so verbobrt bei ihrer vorgefassten Meinung geblieben wären. Gerade ein Kind, das seine Eltern nicht mehr hat, braucht doch Vertrauen, Liebe und Schutz viel mehr als ein Kind, das in der natürlichen Geborgenheit bei den eigenen Eltern aufwächst. Denn, spürt es die Geborgenheit und das Vertrauen nicht, verschließt es sich, wird scheu und schließlich misstrauisch. Daraus erst wächst dann der schlechte Charakter, den man schon vorher in das Kind hineingedacht hat. Die Immer-Gescheiten aber sagen: Na bitte, da haben wir’s! Manche Erwachsenen haben geradezu mit Wonne – und ohne ihn daran zu hindern! – den Knilch bei seinen schlimmen Streichen beobachtet. Und wenn meine Frau oder ich auf den Hof kamen, um

² ADHS = Aufmerksamkeits-Defizit-Hyperaktivitäts-Störung

nach ihm zu sehen, wiesen sie selbstzufrieden auf ihn hin und sagten: „Da! Sehen Sie ihn sich nur an! Er ist gerade wieder dabei!“ Es war ihnen eine Lust, uns zu ‚beweisen‘, dass er nichts taugt.³

Als ich diesen Absatz vor einigen Tagen las, um meine Vergangenheit aufzufrischen, musste ich an die Kinderheim-Kinder denken, die Ähnliches haben durchleben müssen: Einmal Heimkind, immer Heimkind. Diesen Teufelskreis zu durchbrechen und dennoch zu seinem ES zu stehen, erfordert gelebte Kompensation.

Dem ICH, durch die Trennung von der Mutter und der daraus resultierenden Objekt Konstanz, aus den Augen, aus dem Sinn, fehlt das Urvertrauen und die sichere Bindung an die Mutter, eine Mutter, die füttert, badet, streichelt und damit das Gefühl vermittelt, in der Welt willkommen und angenommen zu sein. Wenn dieses ‚Bild‘ von einer Mutter, im kindlichen Gedächtnis und Herzen verankert, zerstört wird, sind Bindungsstörungen die Folge.

Das ES mit seiner Triebhaftigkeit, mit seinen Antrieben, mit seinem Drang nach Bedürfnisbefriedigung und seiner Suche nach Anerkennung macht einerseits das zurzeit von unserer Gesellschaft geforderte Alleinstellungsmerkmal aus, andererseits zwang mich diese Manie, immer wieder Neues zu beginnen.

Kann dieser Antrieb, besser, schneller zu sein als andere, schier unlösbare Herausforderungen angehen und meistern zu wollen, ein Beweis dafür sein, ein zerstörtes Selbstwertgefühl wieder herzustellen? Sich gegen den Makel eines ‚Bastards‘ aufzulehnen? Wie kleine Menschen, die unter ihrer Größe leiden und ihren Minderwertigkeitskomplex mit intrigantem Verhalten oder unmenschlicher Härte oder grandioser Leistung wettmachen wollen? Ein kompensierendes ÜBERICH will erfahren werden, mittels Versuch und Irrtum, durch Ge- und Verbote oder über eingebleute Züchtigungen, wie man früher dachte und handelte.

³ Hansjürgen Weidlich. „Der Knilch und sein Schwesterchen“, Ausgabe 1958, S. 35

Hat ein Adoptivkind, abgestoßen von seinen Eltern, egal aus welchen Gründen, ein Bastard eben, ein Recht auf Leben, ein Recht auf Anerkennung, ein Recht auf Liebe?

Diese Frage der Existenzberechtigung stellt sich zunächst kein Kind, das als leibliches Kind aufwächst oder dem die Tatsache verschwiegen wird, adoptiert worden zu sein, es sei denn, Umweltfaktoren bedrohen sein Leben.

Ich stellte mir, je älter ich wurde, immer wieder diese Fragen und beantwortete sie mit verstärkten Antriebshandlungen in jeglicher Hinsicht, mit wechselndem Erfolg:

Mutter bat mich, ich war voll in der Pubertät, das Kartoffelfeld umzugraben, weil sie die Saatkartoffeln legen wollte. Ich grub wie ein Besessener. Plötzlich, völlig losgelöst, packte ich den Spaten mit beiden Händen und wirbelte ihn um mich herum. Dass sich meine kleine Schwester aufgrund meiner Fluggeräusche interessiert näherte, bemerkte ich nicht. Aber mein Vater sah aus seinem Fenster die Gefahr und brüllte. Erschrocken brach ich den Hubschrauberflug ab. Von diesem Augenblick an geschah etwas in mir. Ich nahm mir vor, „triebgesteuerte“ Eingebungen in nutzbringende Antriebe umzuwandeln, was mir nicht immer gelang.

Denkaufgaben einfachster Art hingegen, wie ein einfaches Legespiel, Klötze zu Märchenbildern zusammenstellen, mit einem Stabilbaukasten einen Kran zusammenzusetzen oder mit Holz-Bauklötzen Häuser zu bauen, erschöpften mich damals. Ich schmiegte meinen Kopf an meine Mutter, fassungslos darüber, nach einer halben Stunde bereits keine Motivation mehr zu haben.

Dank unermüdlicher Hilfestellung und tagtäglicher Forderung begriff ich den Sinn dieser Spielangebote. Ein Verkehrsteppich mit aufgemalten Straßen, Schildern und einigen Spielautos sollte mich animieren, Vater hatte gerade unseren ersten VW erstanden, Verkehrsregeln zu begreifen. Er hatte meine ständigen Fragen wahrscheinlich satt.

Ich merkte, dass ich meinen Verstand tatsächlich gebrauchen konnte und begann, es fing mit Angelbüchern an, nachzulesen, wie und wann ein Aal zu fangen sei, wie man ihn töten und räuchern könne. Später verschlang ich alle Karl-May-Bücher, litt mit Tom Sawyer und Huckleberry Finn und begriff, wiederum Jahre

Diese Leseprobe ist urheberrechtlich geschützt!

später, dass jedes Wort bei mathematischen Textaufgaben eine bestimmte Bedeutung hatte.

Kriegsgräberpflege in Frankreich. Man suchte junge Leute, die einen Teil ihrer Ferien mit sinnvoller Arbeit verbringen wollten. Auf meinen Wunsch meldeten mich meine Eltern an. Es ging nach Amiens.⁴

1961 begann der Volksbund damit, die deutschen Toten aus Grablagen in den umliegenden Départements zu bergen. Zweiundzwanzig Kilometer nordwestlich von Amiens legte er den Friedhof Bourdon als zentralen Sammelfriedhof an. Meine Aufgabe und die anderer Jugendlicher war, jeden Vormittag ein großes Stück Land umzugraben, drei Wochen lang. Harte Arbeit, herrlich. Ich war nicht zu bremsen. Als Dank durfte ich am Sonntag als Messdiener in der Kathedrale von Amiens dienen und wurde anschließend vom Pfarrer zum Mittagessen eingeladen. Ich wusste nicht, dass Franzosen zum Essen Wein trinken. Unbekannt war mir, welche Wirkung der Wein erzielte. Total betrunken, leise, zufrieden vor mich hin lallend, wurde ich ins Lager zurückgebracht.

Neben meiner hauptberuflichen Tätigkeit in der Kita Jahre später kümmerte ich mich ehrenamtlich um den Aufbau des Malteser-Hilfsdienstes in Braunschweig. Bisher war der Kurs „Sofortmaßnahmen am Unfallort“ für Führerscheinanwärter angeboten worden. Ich wollte mehr.

Meine Beobachtungen und Befragungen ergaben, dass der Krankentransport in Verbindung mit dem Rettungsdienst von den anderen drei Vereinen, Rotes Kreuz, Arbeiter-Samariter-Bund und Johanniter-Unfall-Hilfe durchgeführt wurde. Sie kämpften als Konkurrenten um jeden Transport. Damals gab es keine gemeinsame Rettungsleitstelle, die alle Einsätze koordinierte, wie heute.

Ich fragte zwei Sanitäter, warum sie den stark blutenden Unfall-Patienten nicht richtig ‚angefasst‘ hätten mit stabiler Seitenlage und direkter Wundversorgung. „Wir sind doch nicht verrückt. Wir haben nur eine Uniform, die können wir nicht einsauen!“ Zusätzlich stellte

⁴ Der Friedhof Bourdon wurde am 16. September 1967 eingeweiht. Sein wichtigstes Merkmal ist ~~Die zehn Meter hohe Rundbau aus Pfälzer Sandstein!~~

ich fest, dass die Kranken oder Verletzten am Krankenhaus-Eingang abgegeben wurden, damit man schnell den nächsten Transport übernehmen konnte.

Über die Hauptzentrale des Malteser-Hilfsdienstes orderte ich einen Krankenwagen und ließ Ehrenamtliche zu Sanitätern ausbilden. Sie erhielten weiße Kittel und die Anweisung, Schwerkranke oder Verunfallte direkt zu versorgen und sie bis in den OP-Bereich des Krankenhauses zu bringen. Innerhalb weniger Wochen hatten wir die meisten Krankentransporte nach dem Roten Kreuz!

Das brachte Rudi auf den Plan. Er rief mich an und fragte, ob ich nicht Lust hätte, mit ihm einen Flugrettungsdienst für den Harz-Heide-Raum zu organisieren. Er habe als Testpilot der Freiwilligen Feuerwehr Niedersachsens gearbeitet und sich aus zwei Hubschraubern einen zusammengebaut, der einsatzfähig sei.

Tolle Idee. Der Malteser-Hilfsdienst hatte kein Interesse, mit zu machen. Vielleicht ahnten die Verantwortlichen, welche Schwierigkeiten auf sie zukommen würden. Mich reizte es, naiv aktiv, wie ich war:

Innerhalb von acht Wochen hatte ich ein Team von ehrenamtlichen Sanitätern, drei Unfall-Ärzten und zwei Piloten zusammengestellt und einen Flugrettungsverein gegründet, als gemeinnützig anerkannt. Räume für das Einsatzteam und der Hubschrauber-Landeplatz standen im Krankenhaus Salzdhahmer Straße bereit. Die Firma Draeger stellte die notwendigen Geräte im Hubschrauber zur Verfügung. Der Oberbürgermeister der Stadt hatte seine ideelle Unterstützung zugesagt, eine Versicherungsgesellschaft begann mit der Beschriftung des Hubschraubers.

Wir trafen uns mit einem Mann vom Fach, um ihm unser Konzept vorzustellen. Er hatte sich einen Namen gemacht mit Notrufsäulen entlang der Autobahnen und mit der Flugrettung bundesweit. Für den Einsatz des Hubschraubers am Unfallort, so erklärten wir ihm, bekam man von der jeweiligen Krankenkasse achthundert DM, für die Verbringung des Notarztes zusätzlich achthundertfünfzig DM, zusammen pro Einsatz eintausendsechshundertfünfzig DM. Für die Wartung des Hubschraubers hätten wir eintausend DM im Monat

Diese Leseprobe ist urheberrechtlich geschützt!

aufbringen müssen. Da alle ehrenamtlich tätig waren, wären geringe Sachkosten angefallen. Folglich kein Zuschuss-Unternehmen, im Gegensatz zu einem Flugrettungsverein, der nur mit hoher staatlicher Subvention wie Spenden existieren konnte.

Wem hatte ich da wohl auf die Füße getreten? Ich merkte nichts, naiv wie ich war!

Als ich das Rettungswesen öffentlich vorstellen wollte, benötigte ich für den Hubschrauber eine Außenlande-Erlaubnis. Im Notfall kann er überall landen, ansonsten braucht er eine Sonder-Erlaubnis. Ich stand vor dem zuständigen Beamten des Bundesluftfahrtamtes und bat um die Erlaubnis.

„Nein“, sagte er, „die bekommen Sie nicht!“

Ich dachte an einen Scherz. „Warum nicht“, fragte ich perplex.

Achselzucken.

Als ich begriff, dass alle meine Mühen umsonst waren und an diesem sturen Beamten zu scheitern drohten, brach für mich eine Welt zusammen. Meine angestaute Energie, meine Anspannung explodierte in einem fürchterlichen Gebrüll. Vor Schreck kroch die Sekretärin unter ihren Schreibtisch. Der Beamte wurde kreidebleich und atmete schnappartig.

Ich blies alles ab, enttäuscht und frustriert. Und langsam dämmerte mir, dass Geld eine Macht war, die man nicht unterschätzen durfte. Eine Erkenntnis, die mich als Sozialpädagogen bis ins Mark traf.

Wenn ich an manche Aktivitäten denke, die ich als Heimleiter mit den mir anvertrauten Jugendlichen initiiert habe, frage ich mich, wo mein Verstand geblieben ist, als erlebtes Abenteuer mir wichtiger schien als vom Verstand gelenkter Verzicht:

Mit dem Geländewagen durch zwei Meter hohes Maisfeld gerast, auf den Trittbrettern klemmten Jungen, sich bei offenen Fenstern an Halteschlaufen krallend, laut grölend und total begeistert. Was für eine Mutprobe! Der Mais war von mir bezahlt, die platt gefahrenen Maishalme mit den reifen Kolben boten Hasen, Fasanen, Rebhühnern, Kaninchen Leckerbissen den Winter über. Es war daher sinnvoll, aber nicht normal! Was hätte nicht alles passieren können?

Diese Leseprobe ist urheberrechtlich geschützt!